

über mir wieder ein Niesen. Daneben nahm ich deutlich das Rascheln des Windes im Stroh wahr. Ich lief zum Haus und sah zum Dach hoch. Kahl und deutlich lag es im Laternenlicht da; unbemerkt hätte nicht einmal eine Maus entkommen können.

Nun legte ich mich schlafen, hatte aber seltsame Träume — schreckliche Träume. In Schweiß gebadet erwachte ich keuchend, entdeckte, daß das auf mein Gesicht scheinende Mondlicht Schuld an ihnen hatte. Da Schlaf unmöglich war, stand ich auf und ging ins Freie.

Die ziemlich hohe Flut schwemmte Blätter und Korallen auf den Ufersand. Ich zog mich aus und watete in das herrlich kühle Wasser. Etwa zwei Stunden verbrachte ich mit Paddeln und Schwimmen. Bei Sonnenaufgang befand ich mich an einer entlegenen Stelle der Insel, nahe dem Punkt, an dem das Riff in drohender Klippe mehrere Faden unter Meeresspiegel endet. Darüber hinaus wollte ich nicht. Gerade war ich im Begriff umzukehren, als in einer Entfernung von zwanzig Yards ein heller runder Kopf aus dem Wasser tauchte und zwei blitzende Augen in die Morgensonne starrten. Er schien Witterung zu haben. Ohne mich aufzuhalten schwamm ich ans Ufer, als ob mir der Teufel auf dem Rücken sei, stellte beim Zurückblicken fest, daß der Kopf verschwunden und eilte nach Haus.

Ich versuchte mir einzureden, ich sei einem der vielen unbekanntten Tiere, an denen der mittlere Pacific ja reich ist, begegnet. Es könne mir keinesfalls ans Ufer folgen. Alles sei all right, wenn ich überhaupt eins gesehen hätte!

Das war die Hauptsache. Beruhten all meine Wahrnehmungen auf Tatsachen oder bedeuteten sie etwas viel Schrecklicheres: war meine Vernunft in Gefahr?

Ich kam zu keiner Klarheit. Mein Inseltraum war aber leck geworden. Ich wollte fort. Manchmal betrachtete ich mich prüfend. Sollte es mir aber gelingen, von Blacklock fortzukommen, würde ich Sklave werden, denn ich besaß keinen

eigenen Pfennig. Gelernt hatte ich nichts Besonderes, besaß keinerlei Aussichten.

In meiner Bedrängnis kletterte ich auf den höchsten Baum der Insel. Als ich von dort eine mit einem Boot leicht erreichbare Insel entdeckte, war ich unschlüssig, ob ich Zeichen geben sollte, daß man mich hole. Blacklock war schließlich ein Paradies, aber ich hatte den Schlüssel dazu verloren. Trotzdem entschloß ich mich, weiter ein Robinson-Crusoe-Leben statt ein unfreies, geknechtetes Dasein zu führen.

Ich versuchte, mich an den Zeitpunkt des Auftauchens jenes seltsamen Meerungeheuers zu erinnern (denn jetzt hielt ich es nicht mehr für einen Menschen). War's nicht während der letzten Frühjahrs-Hochflut gewesen? Früher hatte ich nicht viel auf Ebbe und Flut geachtet, doch als Bewohner von Blacklock gehörte dies zu meiner Zeitrechnung. Plötzlich war die strahlende Natur düster geworden, meine Heiterkeit dahin. Daß es derartige Amphibien geben sollte . . .

Ich jagte über den Strand, von da durch den Busch, um weitere Spuren zu finden. Erfolglos; selbst die von mir entdeckte war wieder in der anbrausenden täglichen Flut verschwunden.

„Ist denn nirgends auf der Welt Frieden?“ fragte ich mich. „Hier sogar kommt Feindliches aus dem Meer. Muß denn alles mit Opfern erkaufte werden?“

Allmählich hatte ich die Gewohnheit des „Hatter“ angenommen, Selbstgespräche zu führen. Desto größer war jetzt mein Entsetzen, als ich wahrnahm, ich hatte nicht zu mir gesprochen. An der Schwelle der Hütte stand ein Mann. Mir blieb das Wort im Halse stecken. Wäre er vor meinen Augen aus den Wolken herabgekommen, hätte ich nicht bestürzter sein können. Dabei sah er noch recht gut aus, war groß, schlank, blond, gebräunt; der Eindruck einer gewissen Smartheit und Geschäftigkeit ging von ihm aus. Ein Mensch guten Herkommens, vermutlich sogar besseren als ich. Oder kam dies Gefühl von meiner langen Einsamkeit her und legte sich